

Abend.



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

31.

Donnerstag, am 1. August 1850.

**Philipp Dupleßis-Mornay,**  
der Papst der Hugenotten.

Nur durch der Brandung wilden Wogenschlag steuert das Schiff in den sichern Hafen, nur nach dem Kampf der Elemente wölbt sich ein heiterer Himmel mit wolkenlosem Blau über der Erde.

So eifrig Franz I. in Frankreich durch Beförderung und Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen unbewußt die Reformation vorbereitet hatte, so heftig trat er derselben, als sie sich von Deutschland nach Frankreich hinüberzog, entgegen, aufgereizt von Männern seines Hofes, die ihn glauben machten, die neue Lehre sei ein gottloses unchristliches Werk, verbunden mit dem Zweck, die königliche Gewalt von ihrem Piedestal zu schleudern und die bisher bestandenen bürgerlichen Einrichtungen umzustürzen. Greuelthaten sind die Verfolgungen, welche unter seiner Regierung die Anhänger der neuen Lehre trafen, und ein fühlendes Menschenherz überschlägt gern die Blätter der Geschichte, auf denen dieselben verzeichnet sind. Mit seinem Nachfolger Heinrich II. glühte nicht das Mor-

genroth einer neuen Zeit auf, — Nacht, dunkle Nacht war und blieb es. Auch er sah in der Reformation ein Gespenst, das ihn aus dem Burpursammet des Thrones so lange angrinzen würde, bis es ihn davon verschleucht haben werde.

In diese Tage einer finstern Unglückszeit fiel die Geburt des Philipp Dupleßis-Mornay. Am 5. November 1549 drückte Jacob von Mornay den ersten Kuß auf die Lippen des eben geborenen Sohnes. Auf dem Schlosse Buby stand Philipps Wiege. Zwischen den alten Mauern desselben verbrachte er die Jahre seiner Kindheit unter der Pflege einer sorgsamen Mutter und eines wackern Vaters. Jacob von Mornay hatte nach langem Kriegsdienst sein Schwert wieder in der Waffensammlung auf Schloß Buby aufgehängt, und leitete mit derselben Sicherheit des Blickes die Geschäfte des Ackerbaues, mit der er Schlachtlinien angeordnet und befehligt hatte. Auf seinem Schlosse führte er ein wahrhaft patriarchalisches Leben, und wurde Vater Mornay von denen genannt, welche seiner Besitzung lehnspflichtig waren. Was Wunder, wenn in solcher Umgebung und unter solchen Verhältnissen Philipp früh die Lust zeigte, etwas lernen zu wollen, und lieber

mit Pergamentrollen spielte, als mit Rüstungen und Waffen. Schon im achten Jahre konnte ihn sein Vater nach Paris bringen, um ihn dem Collegium von Liffieux einzureihen, dessen Glanzstern Paschal Diépart war. So groß war der Eifer des jungen Mornay, in die tiefen Schichten der Wissenschaften einzudringen, daß bald sein Körper die heftige Anspannung und Anstrengung nicht mehr ertrug, und ein lebensgefährliches Fieber ihn auf längere Zeit in den Taumel wilder Phantasieen warf. Die Kraft der Jugend siegte über die Krankheit und Philipp erholte sich, wenn auch langsam, wieder. Mit Geduld hatte er die lange Entbehrung seiner Lieblingsbeschäftigungen getragen, kaum fühlte er sich aber wieder gekräftigt, so griff er wieder mit neuer Begierde zu seinen ihm lieb gewordenen Büchern, und konnte durch keine Vorstellungen davon abgebracht werden, täglich 14 Stunden den Wissenschaften zu widmen. Aus jener Zeit rührt eine Erklärung von Platons Timäus durch den jungen Mornay her. Die griechische und hebräische Sprache, Philosophie und Mathematik waren die Tempelhallen, deren Geheimnisse ihn besonders anzogen. Ramus und Forcatel waren seine Lehrer, aber nicht lange, denn bald hatte Philipp einen so großen Reichthum an Kenntnissen sich aufgespeichert, daß selbst diese Männer sich nicht scheuten, sich seinen Rath in verschiedenen Fällen zu erbitten.

Wenn Männer von solcher Intelligenz und Kraft, mögen sie sich in der politischen Karriere oder als Gelehrte auszeichnen, sich auf die Seite einer Partei, — denn Spaltungen, und darum sich gegenüberstehende Parteien gibt es hier wie dort — stellen, so ist das ein unberechenbarer Vortheil für dieselbe und der Anlauf zum Vorsprung vor den Gegnern.

Philipp Düpleffis-Mornay's tiefe Gelehrsamkeit und scharfe Einsicht war bekannt genug. Er war Reformirter. Sein Onkel, Bischof von Nantes, später Erzbischof von Rheims erkannte die Bedeutsamkeit seines Neffen recht wohl, und versuchte auf alle mögliche Weise den jungen Fanatiker der Wissenschaft zum Uebertritt zur katholischen Religion zu bewegen. Was er

auch Vorkendes dem jungen Mornay entgegenbot, es war nicht im Stande, die Ueberzeugung und den Glauben desselben zu ändern. Selbst die Aussicht auf das Bisthum und das Priorat von Bertou, auf welches der Bischof zu Gunsten seines Neffen verzichten wollte, lag nicht schwer genug in der Schale auf der Wage der religiösen Ueberzeugung. Die Doktrin des jungen Gelehrten war eine so klare und tief durchdachte, daß der alte Onkel nur einmal mit seinem Neffen sich in eine Disputation einließ, — und dann nicht wieder, denn mit einer Gewandtheit, aus welcher der Schluß auf eine reiche Belesenheit zu entnehmen war, citirte Mornay Stellen aus den Kirchenvätern, welche ebenso eine Widerlegung der Lehren der römischen Kirche waren, als sie eine Bestätigung der reformirten Kirche klar vor Augen stellten.

Mit solch wirkungsvollen Waffen, geschmiedet in der Werkstatt historischer Erfahrungen, und gestählt und geschliffen an der scharfkantigen Feile eines im Studium der Philosophie gereiften Verstandes, ausgerüstet, sah Mornay, ein achtzehnjähriger Jüngling, dem Wiederausbruch der Religionskriege entgegen. Sehr bald jedoch sah er ein, daß es unter den obwaltenden Umständen nicht möglich war, mit seinen gewohnten Waffen eine Wirkung irgend einer Art hervorzubringen. Diesmal galt es die Kraft des Armes, die Entwicklung und Entfaltung kriegerischen Talentes. Mornay's Mutter hatte zwei Brüder, beide der reformirten Kirche zugehörig. Sie beide traten auf die Seite des Königs von Navarra, und rüsteten sich, mit ihm für die Sache der Hugenotten in's Feld zu ziehen. Als Mornay dieselben ihre Anstalten zum bevorstehenden Feldzuge treffen sah, gedachte er auf einmal lebhaft der langen Winterabende, welche er in Schloß Buby verlebte hatte. Dort, vor dem wärmenden Kamine hatte er oft auf seines Vaters Knie gesessen und den Erzählungen von dessen Feldzügen und miterfochtenen Siegen gelauscht. Was konnte ihn hindern, auch jetzt die Stärke seines Armes zu erproben? Vorstellungen, welche seine Onkels einwendeten, halfen Nichts, und da sie Mornay's Beharrlichkeit sahen, wollten sie wenigstens

die Ehre haben, dem König einen so ausgezeichneten jungen Mann zuführen zu können, und versprachen nach beigeholter Einwilligung vom Vater, ihren Neffen unter ihrer Obhut die Gefahren des Krieges theilen zu lassen.

Rasch war die Wegestrecke von Paris nach Buihy zurückgelegt, und Philipp lag bald in den Armen seines Vaters, der hoch erfreut über des Sohnes Entschluß, ihm den Degen, der ihn in viele Schlachten begleitet hatte, und ein an das Geräusch der Waffen gewöhntes Pferd aus seinen Ställen gab. Stolz und kühn schwang sich am Tag der Abreise vom väterlichen Schlosse der junge Mornay auf dasselbe. Das Ross wieherte lustig, bäumte und biß am Zaum, als könne es die Zeit nicht erwarten, bis es die Löhne des Schlachtenmarsches rauschen hörte. Philipp griff fest in die Zügel, mußte aber beim letzten Umdrehen nach dem Schloß dieselben zu straff angezogen haben, denn das Pferd stieg hoch auf, überschlug sich und fiel auf den jungen Krieger. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr dem Munde aller Gegenwärtigen. Philipp lag im Blute, als der alte Mornay wankenden Schrittes herzutrat. Aus der Untersuchung des Arztes ergab sich, daß beide Knochen des linken Beines gebrochen waren. Da waren denn nun auf einmal seine schönen Hoffnungsbilder zerronnen. Drei Monate hindurch war er an das Bett gefesselt. Da konnte er nun wieder stille Einkehr halten in dem Tempelhause seiner Seele, und er that es. Ein Gedicht über den Bürgerkrieg in französischen Versen nahm ihn dazumal lange Zeit in Anspruch. Es ist schade, daß dieses Manuscript im Hause des Cardinal von Chatillon, dem es Mornay überreicht hatte, verloren gegangen ist.

Nach Wiederherstellung des gebrochenen Beines war bei Mornay die Lust am Krieg verschwunden, und er ging gern auf den Vorschlag seines Arztes ein, zur Kräftigung seiner etwas angegriffenen Gesundheit eine größere Reise zu unternehmen. Zuerst wendete er sich nach Genf, der Pforte zwischen Frankreich, Deutschland und Italien. Von da vertrieb ihn jedoch eine gerade herrschende Epidemie. Er wanderte deshalb durch einen Theil der Schweiz, und ruhte erst

wieder in Heidelberg aus. Hier wohnte damals der berühmte Kenner der hebräischen Sprache, Imanuel Tremellius. Daß Mornay schon im Collegium Liffleur dem Hebräischen seine Neigung zugewendet hatte, wissen wir, es kann uns deshalb nicht befremden, wenn wir ihn in vertrautem Umgang mit Tremellius treffen. — Leute, mit hervorragenden Geisteskräften begabt, wissen stets dem Orte ihres zeitweiligen Aufenthaltes seine beste Seite abzugewinnen, und das zu durchleben und sich zu eigen zu machen, was derselbe Vorzügliches bietet. In Mornay's Reiseleben finden wir diese Annahme vollkommen bestätigt. Wie in Heidelberg das Hebräische unter Tremellius, so studirte er nach seinem nächsten Aufenthaltswechsel in Frankfurt Jurisprudenz, ohne jedoch dieses Studium hier gänzlich zu absolviren. Schon hatte er von berühmten Juristen in Padua gehört. Eine Reise nach Italien war daher sein nächstes Unternehmen. Nach kurzem Aufenthalt in der Lagunenstadt, freundlich vom französischen Gesandten de Foix empfangen, traf er in Padua ein. Kaum hatte er sich hier eingerichtet und orientirt, als er schon einen neuen Glanzpunkt dieser Stadt, außer ihren berühmten Rechtsgelehrten, entdeckte. Gaillandinus war Direktor des botanischen Gartens, und hatte denselben zu einer ächten Pflanzstätte der Wissenschaft hergestellt. Mornay mußte Botanik hören. Das stand fest. Kaum hatte er die Erklärung der Digesten gehört, und schon stand er wieder nach raschem Gang vor Gaillandinus und hörte dessen Erklärungen über das Pflanzenreich an.

Von Padua begab sich Mornay zurück nach Benedig. Hier traf ihn eine Verlegenheit eigenthümlicher Art. Ein Beamteter der Inquisition forderte ihn auf, einige ihm vorgelegte Artikel zu beschwören. Mornay antwortete *che la sua religione non gli permetteva*. Der Beamtete, der vielleicht die Antwort nicht richtig verstanden hatte, fragte, ob er ein Religiose (ein Mönch) sei. Auf die bejahende Antwort fuhr der Offizier fort: Sie sind aber noch sehr jung. Aber kurzweg antwortete Duplessis: Es gibt noch viel jüngere, als ich bin, und schaffte sich damit den Beamteten vom Halse.

An einer Reise in den Orient, von der er sicher einen reichen Schatz von Kenntnissen mit nach Hause gebracht haben würde, hinderte ihn der zwischen Venedig und den Türken ausgebrochene Krieg. Durch Istrien und Dalmatien zog er nun weiter am adriatischen Meer hinab, nach Rom. Unglücklicherweise war hier gerade eine Versammlung der Franziskaner, die in so reicher Zahl gekommen waren, daß sie alle Tavernen füllten. Ein eben erst überstandenes Erdbeben machte Duplessis den Aufenthalt in dieser Stadt noch unheimlicher, und trieb ihn gleich am andern Morgen nach Tivoli. Roms Kunstschätze blieben ihm also verschlossen, und er war froh, als er über Cremona, Mailand und durch Tyrol wieder nach Deutschland kam. In Wien traf er zur Hochzeitsfeier Karl's von Oestreich mit Anna von Baiern ein. Weiter ging die Reise durch Ungarn, Böhmen, Meissen, Thüringen, Hessen und Franken. Erst in Köln hielt er wieder Rast, und trat mit Wilhelm von Oranien in freundschaftliche Verhältnisse. Einen Antrag desselben, eine bedeutende Stelle in seiner Armee in Flandern anzunehmen, schlug er aus, und zog vor, an den englischen Hof zu gehen. Dort traf er den Marschall Montmorency und den Staatsrath de Foix, gesendet, um von Elisabeth die Unterschrift zu einem Bündniß mit Karl IX. zu entnehmen. Bei Hof war ihm der Zutritt leicht gemacht. Elisabeth empfing ihn mit Beweisen ihrer vollen Achtung. Diese Aufnahme hinderte ihn auch, geheime Briefe, die ihm Montmorency geben wollte, an die damals gefangene, unglückliche Maria Stuart zu bringen.

Gegen vier Jahre lang war Mornay auf diese Weise in Europa umhergereist. Seine Heimkehr fiel in eine traurige Zeit. Ende Juli 1572 kam er nach Frankreich zurück, und widmete mehrere Tage dem langentbehrten Umgange mit seinen Eltern. In und um Schloß Bussy besuchte er alle die Spielplätze seiner Jugend wieder und verbrachte recht heitere Tage in dieser stillen Abgeschlossenheit. Zugleich ordnete er während dieser Zeit seine Papiere, und die auf der Reise verfaßten Abhandlungen und gesammelten Notizen, denn er hatte die Reise stets

mit offenem Auge und offenem Ohr gemacht, Allem zugänglich, wovon er eine Bereicherung seiner Kenntnisse erwarten konnte. In der Mitte des Monats August ging er nach Paris und suchte seinen alten Gönner, den Admiral von Coligny, wieder auf, um in seine Hände Bemerkungen zu legen, die er aufgeschrieben hatte, um zu beweisen, daß der Krieg mit Spanien für Frankreich von Nutzen und von völkerrechtlicher Seite betrachtet gerechtfertigt sei. Eine Woche nach Mornay's Eintreffen in Paris fand die Vermählung Heinrich's von Navarra mit Margarethe statt, mit einer Hochzeitsnacht, die zur graußigen Blutnacht wurde. Mornay war zu Haus, und blieb zu Haus, bis er die Nachricht von des Admirals von Coligny Verwundung empfing. Wüthend stürzte er fort, und hätte Coligny einen andern Rächer gebraucht, als die Tradition der Geschichte, er hätte ihn an Mornay gehabt. Seine ganze Kraft mußte er aufbieten, um seinen jungen Freund zu besänftigen und von lebensgefährlichen Schritten abzuhalten. Die ersten Stunden brachte der Verwundete in Mornay's Wohnung zu, verließ sie jedoch, um seinen Beschützer nicht mit in das allgemeine Wirrsal und Unglück hineinzuziehen. Wie in diesen Augusttagen der Geist der Verheerung in Paris wüthete, ist bekannt genug, um es übergehen zu können, wenn man nicht oft Erzähltes wiederholen will. Auch an Mornay's Wohnung tobte der wilde Lärm des rasenden Hausens heran. Sein alter Lehrer Ramini befand sich bei ihm und sah ruhig dem gewissen Tode entgegen. Mornay fand es aber nicht für gut, sein Leben auf so meuchlerische Weise einbüßen zu müssen, verbrannte eilig seine Papiere, die mit seinem Namen bezeichnet waren und flüchtete sich auf das Dach. Unterdeß fiel Ramini unter den Streichen der Barbaren. Für den Augenblick war nun zwar Mornay gerettet, aber lange konnte er in seiner Lage nicht verharren. Er verkleidete sich und flüchtete sich zu einem ihm befreundeten Agenten. An dessen Bureau arbeitete er eine Zeit lang als Schreiber, bis ihn seine Diener hier aufsuchten. Wie von ihnen, glaubte er auch von Andern aufgefunden werden zu können,

und beschloß, Paris zu verlassen. An dem Thor St. Martin hatte ein Bekannter des Schreibers die Wache, der Mornay begleitete. Doch das Thor war verschlossen, und sie mußten sich nach dem Thor St. Denis wenden. Seiner Angabe, er sei aus Rouen und Schreiber eines Agenten in Paris, schenkte man Glauben und ließ ihn passieren. Sein Begleiter hatte nur Pantoffeln an. Auf ihn fiel nun der Blick der Soldaten, und sie faßten die Vermuthung, dieser sei ein Papist, der seinen Freund, einen Reformirten, zu retten suchte. Eine Wache wurde nachgesendet, und erreichte die Flüchtigen zu la Bilette. Ihr fortwährendes Rufen „Hugenott“ bewirkte einen Zusammenlauf von Menschen, die nicht übel Willens waren, Mornay auf der Stelle umzubringen, hätte er nicht seinen Degen gezogen und sein Begleiter versichert, Mornay sei kein Hugenott. Ein Billet an den Agenten mußten zwei von der Wache nach Paris besorgen. Es enthielt die Worte: „Die Wache am Thore St. Denis hält mich zurück. Sie will nicht glauben, daß ich Philipp von Mornay bin, und mit Ihrer Erlaubniß meine Verwandten während der Ferien besuchen will. Ich bitte Sie, ihnen darüber Gewißheit zu geben, damit ich weiter reisen kann.“ Der Agent empfing den Brief und schrieb auf die andere Seite: „Philipp ist kein Empörer und Auführer.“ Mit solchem Certificat versehen, wurde er nun wieder nach la Bilette zurückgebracht, und durfte ungestört seine Reise fortsetzen. Abgemattet und erschöpft kam er in Buhy an, und erzählte von den Greuelthaten in Paris. Lange hielt er es im väterlichen Schlosse nicht aus. Die verschiedensten Nachrichten kamen aus der Hauptstadt, und Niemand wußte, was wahr oder falsch daran war. Der König von Navarra, hieß es, werde im Louvre gefangen gehalten. Für ihn hatte Mornay schon einmal in den Kampf gehen wollen, und war nur durch einen momentanen Unglücksfall daran gehindert worden. Jetzt schien ihm die Zeit gekommen, das Versäumte nachzuholen. Er verband sich mit d'Aubigne und Bosny, um dem König beizustehen.

Heinrich von Navarra wurde bald aufmerk-

samer auf ihn. Wenn es auch diesem König oft zur Last gelegt worden ist, daß er zu rasch denen sein Vertrauen schenkte, die ihm einmal einen Dienst von irgend einer Bedeutung geleistet hatten, so kann ihm doch die Gabe nicht abgesprochen werden, Menschen leicht erkannt und durchschaut zu haben. Und hatte er sich auch in Leuten wie Biron und Auvergne getäuscht, über Mornay hatte er ein scharfes, richtiges und sichhaltiges Urtheil. Er hielt ihn für einen Mann von bedeutender Gelehrsamkeit, strenger Moral und edler Freimüthigkeit. Schon nach kurzer Bekanntschaft betraute er ihn mit den wichtigsten und folgeschwersten Aufträgen. An den Hof der Königin Elisabeth von England sendete ihn Heinrich bloß mit einem Blanket. So sehr man auch Anfangs in England erstaunte, einem so einfachen, schlichten Mann so Hohes und Wichtiges anvertraut zu sehen, so gewann er sich doch durch seine offene, und durch die Ueberlegenheit seines Verstandes furchtbare Diplomatie das Zutrauen derer, die mit ihm zu unterhandeln hatten.

Wunder muß es uns nehmen, Mornay bis jetzt durchaus noch nicht in einen Liebeshandel verwickelt gefunden zu haben; wir müssen jedoch diese Erscheinung ganz auf Rechnung seines Bildungsganges bringen, auf dem wir ihn nie finden seiner Phantasie Spielraum geben. Erst als er von England zurückgekehrt und an den Herzog von Bouillon nach Sedan gesendet war, lernte er Charlotte Arbaleste kennen, die früher an Herrn Johann von Feuquères verheirathet, seit fünf Jahren Wittve war. Weniger das Aeußere, als die seine Bildung dieser Dame und die Entschiedenheit und Festigkeit ihres Charakters zog Mornay an. Er schien sich selbst in ihr wiederzuerkennen, so groß war der Zusammenklang ihrer Empfindungen. In sogar in ihren Lebensschicksalen war eine Aehnlichkeit nicht zu verkennen. Die Grundzüge derselben schienen auf einem Tableau gezeichnet. Auch sie hat in jenen verhängnißvollen Tagen nach der Bartholomäusnacht durch Verkleidung in ein Landmädchen die Wachen getäuscht und war glücklich, doch unter Mühsal und Beschwerden, durch die Ardennen nach Sedan gekommen.

Auch sie fand Gefallen an Mornay und vergaß die frühere Absicht, Wittwe zu bleiben, in seinen Armen. Da auf einmal, mitten in die schöne Zeit des Brautstandes, tönte der Schall der Kriegstrompete. Heinrich rief zu den Vasallen. Mornay durfte und konnte nicht fehlen. Mit den Segenswünschen seiner Braut begleitet, eilte er nach Saint-Hermine. Hier weilte Heinrich zum Entsatz von Garnache. Der Herzog von Nevers, der es belagerte, wurde geschlagen. Mornay hatte überall Muth und Sinlichkeit gezeigt, und hatte in mancher Gefahr geschwebt. Vom König reich belohnt, blieb er in dessen nächstem Gefolge auf dem Rückmarsche. Heinrich mußte sich während des Kampfes zu sehr angestrengt haben, denn mitten auf dem Marsch befel ihn ein Seitenstechfieber, dessen Anfälle ihn in den nächsten Edelhof trieben. Mornay erkannte die Krankheit, ehe noch ein Arzt gerufen werden konnte, und nahm es auf sein Gewissen, dem König zur Ader zu lassen. Das Fieber legte sich wieder, und der König von Frankreich war gerettet, erhalten durch die geschickte Hand Mornay's. Zum Dank dafür erhielt er nach geschlossenem Frieden das Gouvernement von Saumur, das er selbst für Heinrich von Navarra, in den von ihm verfaßten Friedensartikeln zu Plessis-les-Tours zum Unterpfande ausbedungen hatte.

Stolz kehrte Mornay mit solchen Ehrenbezeugungen nach Sedan zurück, um in den Armen der Liebe auszuruhen von den Anstrengungen des Feldzuges. Kaum waren jedoch die Flitterwochen der Ehe vorüber, als er schon wieder fortstürmte vom heimathlichen Heerd in den wilden Lärm der Zeit. An der Seite Heinrich's von Navarra zog er wieder in den Krieg, und begleitete denselben durch die Schlachten von Jvri und Almale, bis zu der Belagerung von Paris. Der kleine Bearner zog als großer König im Louvre ein. Die Veränderung seiner Religion war nöthig zur Ruhe des ganzen Landes. Selbst Mornay rieth ihm dazu, zog sich aber nach erfolgtem Uebertritt des Königs in sein Gouvernement Saumur zurück, ohne einen Grund dieser Entfernung vom Hofe anzugeben. Wer glaubte, daß er bei Heinrich

in Ungnade gefallen sei, wurde aus seinem Wahne aufgeschreckt durch einen Brief, den Heinrich an Mornay schrieb, als dieser ihn um Bestrafung eines gewissen Saint-Phal bat, der es gewagt hatte, ihn meuchlerisch ermorden zu wollen.

„Lieber Dupleßis,“ schrieb Heinrich, „ich fühle den größten Verdruß über die Beleidigung, welche Sie erlitten haben. Ich nehme doppelt Antheil daran, als König und als Freund. Als Ersterer werde ich Ihnen, und damit zugleich mir Gerechtigkeit verschaffen, und wäre ich bloß der Letztere, so würde Niemand bereitwilliger sein, mit dem Degen in der Hand sein Leben für sie zu wagen, als ich. Sein Sie fest überzeugt, daß ich Nichts unterlassen werde, was ich Ihnen als König, Herr und Freund zu leisten schuldig bin.“

Durch diesen Brief, den Mornay veröffentlichte, wendeten seine Feinde die Spitzen ihrer Waffen wieder von ihm weg, eingeschüchtert und erschreckt durch die Bestrafung Saint-Phals. Nie wieder wurde er in seiner Zurückgezogenheit belästigt. In Ruhe lebte er, still wirkend für die Partei der Reformirten in Saumur. Dafür und für die Beharrlichkeit, mit welcher er für seinen Glauben überall sein Leben in die Schanze geschlagen hatte, ward ihm nach seinem Tode der Beiname „Papst der Hugenotten.“ —

Ihm war die Freude gewesen, König Heinrich als eine neue Sonne über Frankreich strahlen zu sehen; der Schmerz, sie wieder sinken und die finstere Nacht der Inquisition wieder ihre Flügel regen zu sehen, blieb ihm erspart. Daß der Neubau einer stolzen Friedensburg, an dem er mitgearbeitet hatte, unvollendet blieb, erlebte er nicht.

Hugo Goering.

### Schleswig-Holstein.

Die Stimmung der Bevölkerung Schleswig-Holsteins, wie sie sich in allen Klassen dersel-

ben, unter Hoch und Niedrig kundgibt, ist höchst charakteristisch und muß Jeden, der die Schwelle dieses Landes überschreitet, mit hoher Bewunderung erfüllen. Gleich vor den Thoren Hamburgs und Altonas, auf den Eisenbahnstationen in den dem nächsten Kriegsschauplatz fern liegenden Ortschaften, merkt man die Schleswig-holsteinische Luft.

Aus den kleinen Städten und Flecken des südlichen Holsteins wurden die Bataillone mit langen Extrazügen nach Rendsburg und weiter nach dem Norden befördert. Der Krieg stand vor der Thür, und der Abschied so vieler Tausende auf vielleicht Nimmerwiedersehen hat Etwas, was der Stimmung so leicht einen Schwung über das Gewöhnliche hinaus zu geben pflegt. Von diesem Schwunghaften, Enthusiastischen, Gestatischen fand sich hier aber kaum eine Spur: Entschlossenheit, Freudigkeit, Treue sind vielmehr die Ausdrücke, welche die Stimmung bezeichnen, wie sie sich unter den Truppen sowohl wie unter der übrigen Bevölkerung kundgibt. Der Enthusiasmus hat keinen Raum, wo sich das Handeln für das Recht und die Existenz von selbst versteht. Der eigenen Haut bei einem plötzlichen Ueberfall weiß man sich auch ohne Enthusiasmus zu wehren. So steht auch dieses Volk jetzt in Waffen seinen Feinden entgegen, als ob es gar nicht anders sein könnte. Zweifel und Bedenken, vielköpfige Meinungsverschiedenheit, politische Spitzfindigkeiten und Parteigezänk. Alles das, was das Volk in hunderttausend Köpfe auseinanderspaltet, ist hier vor dem einen Zuge zur Entscheidung zurückgetreten. Die Eigenschaften, welche eine seemannische Bevölkerung auszeichnen, Besonnenheit und Muth, finden sich in diesem Volke wieder, unter denen, die am Steuer sitzen, wie unter der Mannschaft, die mit dem Sturm um ihr Leben kämpft. Alle Classen der Bevölkerung reden dieselbe Sprache. Die gelehrten Politiker, welche die Schleswig-holsteinische Frage in ihrer Verbindung mit den feinsten Beziehungen der Gegenwart und aus den Pergamenten der Vergangenheit studirt haben, wissen heutzutage nichts Anderes zu sagen, als was der Schiffer im Hafen und der letzte Soldat auf dem Marsche weiß. Die Sache ist

eben aus dem Stadium der Ueberlegung heraus und in das des Handelns getreten. Wollte Gott, daß wir das auch von unsern deutschen Angelegenheiten sagen könnten.

Vor Kurzem fand der Abmarsch des 7ten Infanterie-Bataillons von Kiel aus statt. (Die Bataillons zählen 15 bis 1600 Mann.) Die Preußen wollten am Morgen früh 5 $\frac{1}{2}$  Uhr die Schanzen bei Eckernförde verlassen und es galt dieselben sofort wieder zu besetzen und zu armiren, damit nicht etwa von den dänischen Kriegsschiffen, die vor der Bucht von Eckernförde kreuzten, ein Handcoup gegen Eckernförde geschähe. Bei diesem Abmarsch sahen wir zuerst eine größere Abtheilung des Schleswig-holsteinischen Heeres. Die Soldaten machen einen sehr günstigen Eindruck. Ernst und Ruhe liegt auf den Gesichtern dieser meistens kräftigen, wenn auch selten sehr hohen Gestalten. Die Ausrüstung und die Physiognomie des Heeres läßt kaum einen Unterschied von der eines hannoverschen oder preussischen Truppencorps erkennen, nur daß vielleicht die größere Menge der jugendlichen Krieger auffällt, da bekanntlich bis zum 19. Jahre mit der Aushebung fortgeschritten ist, und sogar aus der weiter folgenden Altersklasse eine Menge von Freiwilligen sich gemeldet hat und noch immerfort sich meldet. Unter den Offizieren sind in großer Anzahl solche aus deutschen Bundesarmeen, vornehmlich hannoversche und preussische, von denen Viele aus den edelsten Motiven, aus uneigennützigster Hingebung für die Sache und mit Aufopferung eigener oft bedeutender Vortheile ihre bisherige Lebensstellung aufgegeben haben. So wurde von einem älteren preussischen Offiziere erzählt, welcher ein jährliches Einkommen von beinahe 2000 Thlr., sowie die Aussicht auf Pension und Wittwengeld aufgegeben hatte, um dem Drange seines Herzens genug zu thun. Andere dieser Offiziere sind durch zarte Bande mit dem Schleswig-holsteinischen Lande verknüpft, oder werden es nach dem Kriege sein: sie ziehen somit für ihre Lieben und für ihre eigene Zukunft in's Feld. Ueberhaupt ist hier der wilde Kriegsgott mit der Liebesgöttin im gewöhnlichen zärtlichen Bande. Auch bei dem Ausmarsch in's Feld in diesen letz-

ten Tagen sind viel Liebeszähren geflossen. Mehr als einmal sahen wir ein letztes verstohlenen Lebewohl, mehr als einmal irrte an den langen Bahnzügen, welche die Truppen nach Mendelsburg führten, ein schüchternes, nur von der Liebe mit Muth erfülltes Mädchen auf und ab, um in einem der überfüllten Coupés ihren Liebsten aufzufinden. Um die geschwärzten Pickelhauben trugen Offiziere und Soldaten frische Kränze, die sie hoffentlich auch tragen werden, wenn sie zurückkehren. Auch die Liebe hat ihren Heldenthum gezeigt. Es ist in diesen Tagen mehr als einmal vorgekommen, daß ein mit einem Offizier oder Soldaten verlobtes Mädchen vor dem Abmarsch in's Feld auf die Trauung gedrungen hat, weil sie lieber, wenn auch vielleicht als Wittwe, den Namen des Geliebten tragen, als den gegenwärtigen Abschied vielleicht zu einem Abschied auf immer werden lassen wollte.

Ueberhaupt sind vorzugsweise jene sogenannten deutschen Frauen, welche hochherzig genug fühlen, um auch nach allen Verirrungen und Täuschungen der letzten Jahre ihr Vaterland in ihrem Herzen zu tragen, in Schleswig-Holstein zu suchen. In Deutschland fangen sie an selten zu werden; bei uns erschöpfen sie ihre politische Theilnahme, entweder in einem sehr oberflächlichen Zürnen auf die Zeit und ihre bis dahin noch so unfruchtbare Bewegung, oder sie gehen gleichgültig dahin und sind froh, daß es doch wieder erträglich ruhig geworden ist. Die Frauen Schleswig-Holsteins wissen, wie es der Frau geziemt, die Politik mit dem Herzen zu treiben, sie haben warm und ungeirrt ihre Liebe nach wie vor der Sache des Rechtes und der Freiheit zugewendet; sie fühlen sich zu Wächterinnen der Menschlichkeit und der Milde berufen, wenn die Männer von Grimm und Härte erfaßt werden, und wiederum, wenn die Männer zweifeln und verzweifeln wollen, wissen sie mit sanfter Beharrlichkeit das unruhig flackernde Feuer zu erhalten. Die Züge, welche von den deutschen Frauen in den Befreiungskriegen berichtet werden, wiederholen sich heutzutage in Schleswig-Holstein.

Noch ein anderer Zug drängt sich dem Beobachter in der gegenwärtigen Lage der Her-

zogthümer auf. Die verschiedenen Klassen der Bevölkerung, so wie die verschiedenen politischen Parteien sind einander wunderbarer Weise genähert. Standesvorurtheile und engherzige Rücksichten sind in der allgemeinen Hingebung an den einen großen Zweck untergegangen. Die Fräulichkeit in dem Umgange zwischen Offizieren und Soldaten, muß jedem Beobachter auffallen: weder junkerhafte Ueberhebung noch respectswidrige Zudringlichkeit von der andern Seite macht sich bemerkbar; und so wenig wird durch diese Brüderlichkeit das Ansehen der Offiziere benachtheiligt, daß der Ernst und die militärische Strenge Willkür vor der nachsichtigeren Art seines Vorgängers rühmend hervorgehoben wird und nicht wenig dazu beiträgt, das Vertrauen auf ihn zu einem unbegrenzten zu machen. Auch die Aristokratie ist in keinem deutschen Lande so innig mit dem Volke verbunden, wie in den Herzogthümern. Nur wenig adelige Namen zählt man auf, die zu den Dänen halten. Der Kern und die Mehrzahl des Adels steht, trotz der wahrhaft ungeheuren Opfer, welche die großen Grundbesitzer zu tragen haben, mit Leib und Seele auf deutscher Seite.

Aber nicht ohne wehmüthige Rückerinnerung an Deutschland kann man dieses edle fernhastige Volk, dieses liebliche, wie ein Garten blühende Land durchreisen. Es gibt keinen besseren Stamm, kein gesunderes Glied am Körper des ganzen großen Vaterlandes; und dieser Stamm soll aufgeopfert, dieses Glied soll abgehauen werden, weil der Leib krank und ohnmächtig zu seiner Rettung ist! Und die Stimmung, womit Preussens Schwachheit und Zweideutigkeit, welche Deutschlands Ohnmächtigkeit ist, hier in den Herzogthümern beurtheilt wird, ist geeignet, den Stachel noch tiefer in ein vaterländisches Herz zu drücken. Weit entfernt, Ingrimm und Schmähungen über den preussischen unehrenvollen Abzug zu äußern, beklagt man vielmehr die Verkommenheit und die Verblendung der deutschen Fürstenpolitik; man athmet auf, indem man sich durch den preussischen Frieden aus der Umgarung dieser Fürstenpolitik frei geworden weiß und nur dann, wenn die Rede auf die preussische Kriegsführung der beiden vorigen Jahre

kommt, ballt sich die Faust und der Zorn überläuft ein ehrliches Soldatengesicht. Daß das deutsche Volk treu und fest sich zeigt, erwartet man nicht anders, aber man fragt mit Achselzucken: Was das deutsche Volk vermag? Auf diese Frage haben wir in Deutschland die Antwort zu geben. Beschämung begleitet diese Frage, sie muß uns stacheln und treiben zu thätiger Hilfe, zu entschlossener Willenskraft. Mit Worten ist nichts mehr auszufechten; Proteste und Redensarten sind weniger werth, als so viel Charpie, wie man zwischen zwei Fingern faßt. Für den Augenblick ist Geld die Lösung — und sobald ein auswärtiger Feind in den Krieg seine Hände mischt, dann wird der Krieg die Lösung sein und kein fauler Friede wird den Krieg alsdann den deutschen Fürsten ersparen können!

### Dänische Prophezeihungen.

Großes Aufsehen haben seit einiger Zeit die wunderbaren Prophezeihungen eines steinalten Matrosen in Kopenhagen erregt, dessen Alter man über hundert Jahre schätzt. Der Veteran nennt sich Niels Turleson, vom Volke schlichtweg Niels Spaamand (Niels der Prophet) genannt, weil er schon seit Jahren die Kunst der Weissagung beim Volke bewährte und wirklich manches wichtige Ereigniß, als z. B. den Tod der beiden letztverstorbenen Könige und den Krieg mit den Schleswig-Holsteinern richtig vorausgesagt haben soll. Er hat länger als 60 Jahre auf der dänischen Flotte als Matrose gedient, hat in der Seeschlacht bei Kopenhagen mit den Engländern drei Wunden davongetragen, ist erst seit 17 Jahren aus dem Dienste getreten und genießt eine reichliche Pension, welche alle seine Lebensbedürfnisse sichert. Er wohnt in Neubuden ganz allein in einem kleinen Häuschen, war nie verheirathet, hat auch sonst keine Anverwandte, oder, wie Andere wissen wollen, so hohe Blutsverwandte, daß er sie nicht nennen darf oder mag. Deshalb lebt

er auch ganz zurückgezogen und, obgleich er freundlich und gefällig ist gegen seine Nachbarn, größtentheils Seeleute wie er, so sucht er doch ihren Umgang nicht, sondern verschließt sich oft tagelang in sein Häuschen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, so daß man schon oft geglaubt hat, er sei hinter der verschlossenen Thür gestorben. Doch trat er oft plötzlich, gewöhnlich in den Abendstunden, unter seine alten Kameraden; auf seinen Mienen lagert dann ein hoher Ernst, seine Augen leuchten von einem ungewöhnlichen Feuer und von seinen Lippen fließen dann prophetische Worte, denen das Volk mit Ehrfurcht lauscht, denn auch den Rohesten wandelt ein Gefühl heiliger Scheu an, wenn er den hundertjährigen Greis hochaufgerichtet wie den kräftigsten Mann am Ufer der Ostsee stehen sieht, die Blicke flammend von einem unheimlichen Feuer fest und unbeweglich auf die Nebelwolken gerichtet, die in der Abenddämmerung den grünen Meereswogen entstiegen, als ob er diese Nebel durchbohren wollte, die ihm als Spiegel der Zukunft zu dienen schienen. Denn er liest aus ihnen nicht allein die Schicksale einzelner Menschen, sondern auch ganzer Länder. — Wenn man ihn dann stehen sieht, die nackten Füße wie eingewurzelt im feuchten Meeresande, das lange schneeweiße Haupthaar, den bis auf die Brust herabfallenden Bart, wie Silber flimmernd im magischen Lichte des Mondes, wenn man sieht, wie er die Arme hinausstreckt, als ob er die wunderlichen Bilder mit Händen greifen wollte, die er in den Nebeln schaut, wenn die prophetischen Worte donnernd von seinen Lippen rollen, da erfaßt Manchen ein Grausen, und mancher Ungläubige wird in einen Gläubigen verwandelt. Seit einiger Zeit erblickt er lauter unheilvolle Bilder, und ich will es versuchen, ob ich Ihnen eine seiner letzten Prophezeihungen, die er an demselben Abende, als die Schloßgarden abmarschirt waren, vor einer zahlreichen Volksmenge so wortgetreu als möglich wiederzugeben im Stande bin.

„Hört, hört, was die Stimme des Herrn zu mir spricht aus dem Brausen der Meereswogen! Ich will meine Hand gegen dich aus-

strecken, unseliges Dänenland, daß ich dich verderbe! So spricht der Herr. Denn des Erbarmens bin ich müde und will mein Schwert ziehen aus der Scheide und will es legen in die Hand deiner Feinde. Warum hast du von dir gestossen in Stolz und Hoffart die Hand, die dir geboten wurde zum Frieden? Du wolltest Krieg und wirfst den Krieg haben zu deinem Verderben. Die Männer deines Volks werden erschlagen werden von einem Ende des Landes zum andern, wenn der Feind die blutige Schlacht gewonnen bei Flensburg im Horslethol, wo die siegreichen Streiter werden waten im Dänenblute bis an die Knöchel. \*) Alles Männliche wird verdammt sein zum Niedermegeln, durchbohrt werden niederstürzen unsere Söldner und Hügel werden aufgelöst werden von ihrem Herzblute. Der Dannebrog, den uns Gott gesendet von seinem Himmel herab, wird wieder vernichtet werden vom Himmel, denn ein mächtiger Blitz aus schwarzer Wetterwolke wird herabfahren und ihn verwandeln in Moder und Asche und wird seines Ruhmes kein Gedächtniß mehr sein. Zurückhalten werden die Sterne ihr Licht. Finster wird die Sonne vom Aufgang sein und der Mond keinen Glanz haben, und in der schwärzesten Stunde der Nacht wird aufgehen der Thron des dänischen Reichs in feuriger Lohe, und das Volk selbst wird den Brand schüren, und die Großen des Landes alle werden verlassen die brennende Hauptstadt in eiliger Flucht. Das wüthende Volk aber wird ihnen folgen und wird einholen ihrer viele, wird ihre Kinder und Weiber umbringen vor ihren Augen, wird ihre Häuser plündern und ihre Greise tödten. Wenn sie aber berauscht werden hinsinken vom Blute ihrer Brüder, da wird Gottes Rache über sie kommen und die Feinde von Norden und Süden, von Osten und Westen. Und sie werden sagen: Wir kommen nicht in Frieden zu euch, sondern mit dem Schwert. Ihr habt den Sohn mit dem Vater, die Mutter mit der Tochter, die Blutsverwandten mit den Blutsverwandten entzweit, deshalb

\*) Eine gleiche Weissagung hat auch die friesische Prophetin Hertje bereits vor 500 Jahren ausgesprochen.

empören sich alle Völker und Reiche gegen euch. Der Name Dänemark werde verwischt von der Erde, ihr sollt kein eigenes Volk mehr sein, sondern euer Land soll getheilt werden in vier Theile, und diese Theile sollen zufallen den Siegern. Dann werden Hungersnoth und Pest die Ueberlebenden demüthigen und harte Sklaverei wird sie drücken zu Boden, und die Krone Dänemarks wird verschwunden sein von der Erde, während ein Engel des Lichtes die schleswig'schen Löwen und das holsteinische Messelblatt wird hoch emportragen zur Sonne des Ruhms. Zu spät! hör' ich's schreien tief aus dem Abgrunde des Meeres herauf; zu spät! hör' ich's donnern aus der Brandung der Wogen und zu spät! hör' ich's fürchterlich heulen im Sturme. Ja, Dänemark, armes, armes Land! Dein Tag ist gekommen und dem Tage wird folgen die Schreckensnacht, die dich vernichtet, und aus der Finsterniß wird die Stimme des Vernichters dir entgegenrufen: zu spät! zu spät! zu spät! Ha! Lobt nur ihr dänischen Männer, die ihr hinauszieht in den Kampf. Ihr werdet doch geschlagen. Hört ihr's, die ihr euch rüstet von einem Ende des Landes zum andern; rüstet euch nur! Ihr werdet doch geschlagen! Denn die Macht Gottes ist auf den Schultern eurer Feinde und ihr werdet nichts dagegen ausrichten, und euer Kampf wird eitle Mühe sein! Denn der Stab ist gebrochen, das Land unserer Väter ist gerichtet und Untergang ist sein Urtheil. Wehe! Wehe! Wehe! über die Schuldigen, den Unschuldigen sei Gott gnädig und barmherzig in Ewigkeit! Amen!"

### Der electro-magnetische Telegraph.

Den Gedanken hemmen?! — den Menschengeist knechten?! — ihn, dem schon der Blitz als Bote dient!

Zu spät!

Der alte Zeus, der den Blitz nur als Schleuderwaffe zu gebrauchen wußte; — Pro-

metheus, der am Feuer, daß er vom Himmel stahl, sich die Finger verbrannte; — Ariel, der in vierzig Minuten einen Gürtel um das Erdenrund legen wollte; — alle Ausgeburten einer ungebundenen Phantasie, was wollen sie sagen gegen die Erscheinungen, welche die fortschreitende Wissenschaft an's Licht ruft?

Und unsere ganze Fabelsucht, was bedeutet sie denn anders, als daß der Mensch im Ringen nach Befriedigungen, die er nur durch erweiterte Herrschaft über die Naturkräfte erreicht, gerne seine Einbildung voraneilen läßt nach dem geahnten Ziele seiner Bestimmung, — gerne von seiner völlig gelösten Aufgabe im Naturgebiete träumt, wobei er für die noch nicht erfundenen Mittel ein Abracadabra, als vorläufig unbestimmte Formel, setzen muß. Die Kräfte, welche, noch außer den Grenzen unserer Macht, zerstörend und hindernd uns entgegentreten, gestalten sich zum dunkeln Reiche des Ungeheuerlichen. In den verruchten Prozeduren „schwarzer Kunst“ mit Pentagramma, Thierkreis, Rad und Bügel, Retorte und Thiergerippe äußert die Unkunde bloß ihre naiven Vorstellungen von den für sie so räthselhaften Arbeiten des Mathematikers, des Astronomen, des Mechanikers, des Chemikers und des Zoologen. Und so oft es uns gelingt, ein bisher ungebändigtes draußen spukendes Element in den mit unserem Apparate umstellten Kreis hereinzuziehen, entdecken wir an dem neuen Diener Größeres, als was wir zuvor bei allem Hange zum Märchenhaften von ihm entdecken konnten. — Was wir mit diesem Blitzboten für einen Gesellen in's Haus bekommen haben, dürften noch die Wenigsten ahnen!

Noch ist die Anlage der Telegraphen in den Händen des Staats sehr dürftig und deren Anwendung sehr beschränkt. Auf ein Paar Hauptstrecken sind erst einzelne Drähte gelegt, welche kaum ausreichen, die nothwendigsten Regierungsbepeschen nebst den Börsencoursen mitzutheilen. Man muß sich denken, wie die Wirkung werden muß, wenn die Privatindustrie und Spekulation sich der Anlegung von Telegraphen bemächtigt, oder die Umstände wenigstens den Staat zwingen, die Sache rein industriell zu betreiben, also die Preise dem Publikum so

wohlfeil zu stellen, daß die möglichst große Benützung erzielt und die ganze Anlage dem durch Wohlfeilheit und Bequemlichkeit angeregten Bedarfe entsprechend vermehrt werde. Man denke sich die Wirkung, wenn mit einem gehörigen Kostenaufwande alle Orte, selbst die kleinern, mit einander verbunden sind, und in bequem gelegenen Büreaus die Benützung eines Drahts jederzeit für zehn bis zwanzig Silbergroschen die Viertelstunde je nach der Entfernung freisteht, und kurze Meldungen, welche bei einer vervollkommeneten Methode sich sehr rasch ausführen lassen, nicht mehr, als sonst ein Brief kosten. Abgesehen von dem ungeheuern Aufschwunge, den dadurch alle Geschäftsthätigkeit annehmen müßte und der Ausführlichkeit, mit der man über alle öffentlichen Vorgänge gleichzeitig in der ganzen Welt unterrichtet wäre, würde die telegraphische an Stelle der brieflichen Mittheilung selbst bei sehr gewöhnlichen persönlichen Veranlassungen treten, Mancher würde das Abgeben einer mündlichen Bestellung auf dem Telegraphenbureau bequemer als das Schreiben eines Briefes finden; entfernte Bekannte würden sich häufig vermittelst dieser Einrichtung direkt mit einander vertraulich besprechen.

Der Durchbruch des Systems wird aus der Verwirklichung eines Planes, der zuerst in Berlin entstanden, schon an vielen Orten die unternehmenden Köpfe beschäftigt, und bald zur praktischen Reife gelangen muß, hervorgehen. Man hat nämlich berechnet, daß es für eine Actiengesellschaft ein rentirendes Geschäft werden müßte, die Häuser einer großen Stadt in telegraphische Verbindung mit einander zu setzen, was nicht viel schwieriger und viel weniger kostspielig wäre, als sie mit Leuchtgas, wie geschehen, zu versorgen. Es gehört dazu ein System von Bezirksbüreaus, welche durch einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt mit einander verbunden sind und von denen Drähte nach den einzelnen Wohnungen laufen. Jeder Abonnent ließe sich, wie jetzt einen Gasbrenner, in seinem Entree- oder Geschäftszimmer einen Telegraphen mit Vorrichtung zum Drucken, die ziemlich einfach sein kann, anbringen. Wird ihm eine

Meldung gemacht, so klingelt es bei ihm, wie bei der Ankunft eines Besuchenden, und gleich darauf schiebt sich aus seinem Telegraphenkasten ein Papierstreifen, auf dem die Mittheilung sauber gedruckt zu lesen ist. Er antwortet auf derselben Stelle mit derselben Leichtigkeit; und wenn er vom Hause entfernt gewesen ist, findet er bei seiner Rückkunft Alles verzeichnet, was irgend Jemand ihm inzwischen hat sagen lassen. Die Vermeidung zeitraubender und vergeblicher Gänge, die Geschwindigkeit der Bestellungen, die erstaunliche Rührigkeit, welche hiervon die Folge ist, muß das ganze menschliche Treiben auf eine völlig neue Stufe heben, — der Gedankenverkehr erlangt Mittel, im Vergleiche zu denen „Flügel“ ein lahmer Behelf wären: er läßt weit hinter sich Alles, was die Eisenbahnen für den körperlichen Verkehr je vermögen. — Daß nach der Ausführung einer solchen Verbindung unter Bewohnern einer Stadt auch Jeder, ohne seine Wohnung zu verlassen, sich vermittelt der Hauptdrähte mit den Bewohnern anderer, selbst der entferntesten Städte, in unmittelbaren telegraphischen Verkehr setzen lassen könnte, — daß es also für die Bemittelteren gleichsam nur eine große Stadt gäbe, — daß die einzelnen Weltstädte zu einer einzigen Stadtswelt sich erweiterten, wäre die augenscheinlichste Folge. Die Stadttelegraphen sind aber nöthig, um dem ganzen System den Anstoß zu geben, welcher dasselbe aus den beschränkenden Händen der Staatsbehörden zu reißen vermag.

Auf die durchgreifende Umgestaltung aller öffentlichen Verwaltung und des diplomatischen Verkehrs, — auf die mögliche Umbildung aller Staatstheorie überhaupt, nachdem für die Gemeinden ein Mittel gegeben ist, sich direkt, anstatt durch Vertreter zu äußern, wollen wir hier nicht hinweisen, denn die sociale Entwicklung bedingt die politische, und beschäftigt uns darum vorzugsweise. Nur die großartigen Folgen für die Verwerthung der Arbeit erwähnen wir, welche schon Molinari, der Radikalste der französischen Landwirthe, hervorgehoben hat, indem die Arbeitskräfte, durch telegraphische Bestellung entboten, in jedem Augenblick mit den Bahnzügen dorthin dirigirt werden können,

wo sie gebraucht werden, und die von der Scholle gelösten und von den lokalen Conjunctionen befreiten Arbeiter den Bewegungen des Capitals genau folgen und unter Erzwingung einer unhemmbaren Freizügigkeit eine allgemeine Association mit den Besitzern der Arbeitsmittel im freiesten und weitesten Sinne herzustellen, woraus eine ungeheuer vermehrte Production, mithin auch ein reichlicherer Fonds zum Unterhalte der Arbeit erwüchse. Arbeiter leben doch von Arbeitserzeugnissen; damit sie also reichlich genießen können, muß überhaupt Fülle der Genußmittel durch ergiebigste Verwendung der Kräfte erzielt werden; jeder Schritt in dieser Richtung verbessert ihr Loos; Projekte, welche dem Arbeiter Befriedigungsmittel vollauf versprechen, ohne für die Erzeugung der Fülle Rath zu wissen, sind eitel Trug; und die Besorgniß, daß der Arbeiter bei reichlicher Production kärglicher versorgt werden dürfte, verräth Unkenntniß aller volkswirtschaftlichen Naturgesetze.

Das völlig entwickelte Telegraphensystem führt nothwendig eine Erweiterung des geistigen Gesichtskreises mit sich, die den Menschen zu einander eine ganz andere Stellung, ja dem Menschen überhaupt einen ganz andern Standpunkt in der Schöpfung verleihen und alle socialen wie politischen Beziehungen revolutioniren muß. Das ihm verliehene Gefühl der Allgegenwart, die Unmittelbarkeit seiner Berührung gleichzeitig mit allen Punkten der Gedankenwelt reißt ihn aus den Banden lokaler und nationaler Absonderung heraus und in den Strudel eines Gemeingeistes hinein, welcher nur von den Geboten allgemeiner Culturgesetze beherrscht werden kann. Das Trennen und Aufeinanderhezen wird, bei solchem electrischen Einigungsdrang, bald schier unmöglich, — und mögen dann die Männer der haute politique zusehen, wie sie Bürger, deren Bewußtsein in jedem Augenblick faktisch die ganze Welt umfaßt, ihren Sonderprojekten unterthan machen werden. Sehen doch schon jetzt die gebildeten Geister auf das Treiben der alten Mächte, welche sich noch einbilden möchten, die Völker, trotz aller Klagen über Unregierbarkeit, in der Hand zu

haben, als auf ein bloßes Verbrauchen des geschichtlich Gerichteten hinab; -- wie wird es aber sein, wenn in nicht ferner Zeit alle Intelligenzen sich an ein Gebiet gewöhnt haben, vor dem der Bereich eines Scepters verschwindet.

Die electro-magnetischen Telegraphen sind eine deutsche Erfindung. Der deutsche Geist, welcher bisher vor Allen den Beruf zur Entwicklung und Befreiung des menschlichen Denkens erhielt, mußte seine culturgegeschichtliche Aufgabe noch darin erfüllen, daß er seinem Begriffe eines menschheitlichen Verbandes auch den praktischen Träger erschuf.

### Ausrüstung der Nordpol-Expedition.

Bekanntlich ist eine ganze Flotte von Schiffen aus englischen und schottischen Häfen ausgesegelt, um den kühnen Franklin aufzusuchen. Die Hoffnung auf Erfolg ist freilich gering; wenn hier eben von einem Troste die Rede sein kann, so liegt er ohne Zweifel darin, daß man nichts versäumt hat, um den im Eise gefangenen oder zu Grunde gegangenen Seefahrer zu retten. Die zum Suchen ausgesandten Schiffe sind mit einer Sorgfalt ausgerüstet worden, die nichts zu wünschen übrig läßt. Als Muster kann die „Resolute“ dienen, welche in der letzten Zeit abgesehelt ist. Schon der äußere Anblick des Schiffes hat etwas Eigenthümliches. Es ist ganz schwarz bemalt; ringsum läuft ein rother Streifen und man sieht weder Stückpforten, noch Lufenklappen oder Fenster. Als Gallion führt es einen Eisbären.

Das Fahrzeug ist gewissermaßen ein doppeltes Schiff; es hat doppelte Balken und Planken aus Eichen- und Eichenholz, wodurch es an Stärke gewinnt und wärmer wird. Der Bug, welcher mit den Eismassen sicherlich in die unsanfteste Berührung kommt, ist acht Fuß sechs Zoll dick und mit Eisen bekleidet. Die Kajüten der Offiziere erhalten ihr Licht von oben; jene des Kapitäns ist am hintern Ende

des Schiffes und wird vermittelst heißer Luft erwärmt, für deren Umlauf eiserne Röhren angebracht sind; auch sie hat einen kupfernen Ofen und einen Schornstein, so daß man die Temperatur immer auf sechzig Grad Fahrenheit zu erhalten vermag. Die Schlafstellen sind alle zierlich und verhältnißmäßig bequem, und die Wärmeröhre läuft am Bette selbst hin. Der Ofen, welcher die Wärme vertheilt, befindet sich im untern Raume in der Mitte des Schiffes und hat eine beträchtliche Größe; vermittelst einer zweckmäßigen Röhrenleitung wird das ganze geschlossene Deck erwärmt. Das Schiff hat Anstalten und Vorrichtungen zum Waschen und Backen, und eine Downtonspumpe neben einer andern, welche je nach dem Bedürfnisse salziges oder süßes Wasser herauspumpt. Sie sind nach dem hydraulischen Prinzip angefertigt und gleichen großen kupfernen Vasen; die Röhren sind sorgfältig mit Flanell umwickelt, damit das Wasser in ihnen nicht einfrieren kann. Die Downtonpumpe erspart den Matrosen viel Arbeit, welche in dem kalten Klima des Nordpols noch viel anstrengender ist, als unter gemäßigten Himmelsstrichen.

Nahel beim Vordercastell ist eine andere Maschine, welche Schnee und Eis zum Küchen- und Trinkbedarf auflöst. Auf dem Verdecke liegt nämlich eine eiserne geneigte Ebene, auf welche der Schnee von den Matrosen hinaufgeschaufelt wird; er fällt dann in eine große Pfanne hinab, unter welcher ein Ofen liegt. Aus der Pfanne läuft das Wasser gleich durch Röhren in die Fässer und Zuber. Auch viele Eissägen sind am Bord; sie haben eine mächtige Größe und gewaltige Zähne. Sie werden durch Seile in Bewegung gesetzt.

Für die Matrosen hat man alle mögliche Sorgfalt getragen. Die Königin hat für jeden große Flanellstiefeln mit dicken Korksohlen anfertigen lassen; sie sind inwendig mit feinem Flanell gefüttert und dann mit Gemsenleder, welches die Wärme eingeschlossen hält und die Verdunstung hindert. Die Oberbekleidung besteht ganz aus Pelzen, auf dem Kopfe trägt Jeder eine helmartige Pelzkappe, an welcher eine aus Wollengarn gestrickte, inwendig mit

Seide gefütterte Maske hängt; sie schützt das ganze Gesicht, nur die Augen sind frei, und über der Nase sind Seide und Wolle von doppelter Dicke. Daß Pelzhandschuhe nicht fehlen, versteht sich von selbst.

An Vorräthen und Lebensmitteln herrscht Ueberfluß; die „Resolute“ wird bis in eine hohe Breite überdies von einem Transportschiffe begleitet. Neu sind die eingemachten Kartoffeln; sie sehen aus wie grobes Pulver oder Mehl; gießt man heißes Wasser darauf, so erhält man binnen wenigen Minuten einen wohlschmeckenden Kartoffelbrei. Zum Dienste haben sich wenigstens viermal so viel Matrosen gemeldet, als man annehmen konnte; man ist in der Auswahl so sorgfältig zu Werke gegangen, daß man nur die kräftigsten und gesundesten zum Dienste ließ; sonst ganz tüchtige Leute, wenn sie auch nur eine alte Narbe und Schramme hatten, wurden abgewiesen, weil das nordische Klima auf alte Schäden sehr nachtheilig wirkt. Bekanntlich hat jedes zur Auffuchung Franklin's aussegelnde Boot auch Luftballons an Bord, und auch eine Reisebibliothek fehlt nicht, damit die Leute während des langen Polarwinters neben der leiblichen Speise auch geistigen Genuß haben.

### Carl Malß.\*)

Während die Hessen Frankfurt bombardirten, am 2. December 1792, erblickte Carl Malß das Licht der Welt. Seine Geburt wurde, wie die eines Prinzen mit Kanonendonner begrüßt. Der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, wuchs er in der ihm lästigen Behütung alter Tanten und Dienstboten auf, oder blieb sich selbst überlassen und seinem Hange, auf eigene Faust die Wälle und Bastionen der alten Reichsstadt zu durchstreifen, und frühzeitig auf diesem an geschichtlichen Erinnerungen reichen Felde seine

\*) Biographische Skizze zu C. Malß's „Volkstheater“ in Frankfurter Mundart, Frankfurt a. M. Sauerländer 1850.

Phantasie zu erweitern. Das waren die ersten Vorstudien, die er zum Bürger-Capitain machte, und es kam ihm dabei einigermaßen zu Statten, daß diese rein praktische Auffassung der lokalen Topographie von seiner Stiefmutter (einer Moritz) eher begünstigt als behindert wurde. Wahrscheinlich mochte sich eben in seinen Streifzügen bereits ein genialer Humor bekundet haben, der um so mehr Berücksichtigung verdiente, als Malß daneben an Schulkenntnissen keineswegs hinter seinen Altersgenossen zurückblieb. Er war ein offener Kopf, dem Alles zuslog, der sich zur Noth einen klaren Begriff bilden konnte, ohne daß er zuvor die Definition mechanisch memorirt hatte. Aus der Pension des Herrn Kemmeter entlassen, in der er sich die nöthigen kaufmännischen Vorkenntnisse erworben hatte, trat er als Volontair in ein Lyoner Handlungshaus. Aber das trockene Geschäftsleben bot ihm zu wenig geistige Nahrung; es widerte ihn an. Ob er wie sein Landsmann Brentano die Geschäftsbriefe versifizirte, statt sie zu copiren, und den Fuhrleuten die Frachtbriefe in deutschen Jamben schrieb? — jedenfalls war's ihm in Lyon schon klar geworden, daß es ihm zum Kaufmann zwar nicht an Kenntnissen, wohl aber an der Natur mangle. Hätte Malß den leichten Sinn eines Chamfort gehabt, der den Menschen als Springer betrachtete und die Gesellschaft als das Brett, auf dem er seine Sprünge macht, er würde mit demselben Gleichmuth, mit dem ein Schachspieler den ursprünglichen Plan verläßt, einen neuen Beruf erwählt haben, der ihm mehr zusagte; — aber Malß war eine ernste, tiefe Natur, und bis in ihm dieser Entschluß zur Reise kam, verging eine geraume Zeit. Im Jahr 1812 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, trat er in das Frankfurter Freicorps, und machte als Offizier die Feldzüge von 1813 und 1815 mit. Vor den Wällen von Straßburg, wo er mit seinen Landesleuten bivouakirte, die meist den niedern Ständen angehörten, scheint ihm die erste Idee zum Frankfurter Local-Lustspiel erwachsen zu sein. Die Unterhaltung, die dort am Wachtfeuer geführt wurde, mag häufig eben so originell, wie die der Schoppengäste im Bürger-Capitain ge-

wesen sein, die man bereits mit Shakspear'schen Kneipszenen verglichen hat.

Nach beendigtem Feldzuge kam Malß wieder nach Frankfurt, wo er bei seinem älteren Bruder ein gastliches Dach fand. Es ist paradox, aber doch nicht anders: er war ein „lachender Philosoph,“ und — theils aus Kränklichkeit, theils als Mensch mit verfehlten Lebenszwecken — ein Hypochonder. Er kam nur mit der Familie seines Bruders in Berührung, und verrieth eine besondere Vorliebe für seinen kleinen Neffen; sonst aber lebte er wie ein Misanthrop völlig abgeschlossen von der Welt, ging selten aus, verpappte alle Fenster seines Zimmers, hackte sich selbst das Holz mit seinem Säbel, und studirte mit aller ihm eigenen Energie Mathematik und Latein, um sich für die Universität Gießen vorzubereiten, die er kurze Zeit darauf als angehender Architekt bezog. In Mainz fand er unter der Leitung Moller's die erste Beschäftigung bei öffentlichen Bauten, und später wurde er als Ingenieur beim Koblenzer Festungsbau dauernd angestellt. In diese Zeit fällt hauptsächlich seine wissenschaftliche Ausbildung. Er fühlte, wie er Manches nachzuholen hatte, und da er nichts weniger als ein einseitiger Mensch war, beschränkte er sich nicht auf sein Fachstudium, wohl aber gab ihm dasselbe Veranlassung, in die verwandten Fächer überzugreifen. So warf er sich auf das Studium der Kunst, der Naturwissenschaften und der Geschichte. Auch beschäftigte er sich mit Spezialien, die besonders Interesse für ihn hatten, mit den Militärwissenschaften, der Costüm-Kunde u. Er bereicherte sich niemals aus Sammelwerken, er liebte das Quellenstudium nur zu sehr. An alten Chroniken, schweinsledernen Scharteken hatte er eine wahrhaft kindische Freude. In diesen Studien ging er völlig planlos zu Werk, sprang vom Hundertsten ins Tausendste, besaß aber ein Classificationstalent, das Alles zu sichten wußte, und einen guten Magen, der, soviel ihm auch zugemuthet wurde, Kraut und Rüben durcheinander verdaute. So ist er ein lebendiges Conversationslexikon geworden, das keine Frage schuldig blieb, ein geistreicher, witziger Gesell-

schafter, dem der Stoff nie ausging, der sich jedem Alter, jedem Stand, jedem Erkenntnißvermögen seiner Zuhörer zu bequemen wußte. Großartig war seine Kenntniß der Dialekte. Er unterschied genau zwischen einem Altgässer und einem Breitengässer, — so fein war sein Gehör. Es waren ihm außer sämtlichen deutschen auch einige französische Dialekte geläufig. Von einem Dialekt in den andern wußte er die schnurrigsten Ableitungen zu machen. Sein „Wörterbuch zum Bürger-Capitain“ ist eine Art Lustspiel. Es liegt unendlich viel Humor in diesem Antibarbarus, dieser Grammatik der Sprachverwirrung.

Das Unerklärlichste bleibt, wie und wo Malß den Frankfurter Mittelschlag, den er so charakteristisch zeichnete, studirt haben mag, da er an öffentlichen Orten wenig zu sehen war, niemals Wirthshäuser besuchte, auch nicht als literarischer Anekdotenjäger mit der Schreibtasel über den Gemüsemarkt ging und Bonmots notirte, die er provoziert hatte. Er war eben Menschenkenner von Haus aus. Ebenso gut wie die Mittelschichten kannte er die höhern Stände und bedauerte häufig, daß es ihm durch die Verhältnisse nicht gestattet sei, die Frankfurter hautevolée, in der sich bekanntlich die größten Hampelmänner bewegen, auf die Bühne zu bringen.

Indem ihm die Frankfurter Theater-Aktien-Gesellschaft die Direktion des Theaters anbot, wurde Malß, nachdem er zuvor mit Moriz v. B. . . . . eine Reise nach Wien unternommen hatte, angeregt, seine im Feld schon begonnene Posse „der alte Bürger-Capitain“ zu vollenden. Dieselbe ging am 13 August 1821 mit ungeheurem Beifall über die Bühne. Es war eine durchaus originelle Erscheinung. Der Bürger-Capitain ist nicht der bekannte Maulheld, der in den Lustspielen fast aller Nationen eine stehende Figur geworden ist; er hat durchaus nichts mit „miles gloriosus“ des Plautus, nichts mit dem „major of Garat“ Foote's gemein; daß er aber diesen classischen Werken würdig zur Seite stehe, beweisen die gleichlautenden Urtheile zweier berühmter Frankfurter, die, ob sie sich gleich in den schroffsten Gegensätzen fortwährend begegneten, doch in dem Einen Punkt übereinstimmten:

in der kritischen Anerkennung unsers lachenden Philosophen. Wir meinen Goethe und Börne.

Malß fühlte sich durch diese Würdigung ermuntert, und schrieb in der Folge die Sampelmanniaden, die im Frankfurter Bühnenrepertoire unentbehrlich geworden sind, und durch die Kunststreifen des Komikers Hassel aller Orten mit Beifall über die Bretter gingen.

Die Stellung eines Theaterdirectors ist nicht beneidenswerth. Wer die ewigen Plackereien kennt, denen er ausgesetzt ist, weiß, daß diese Carriere die unseligste ist, die ein Humorist ergreifen kann. Bei Malß trat der mißliche Umstand hinzu, daß er neben dem Direktorium auch genöthigt ward, selbst Unternehmer zu werden, wodurch seine Lage immer schwieriger wurde. Seine Hypochondrie wuchs zusehends. Eine langsame Krankheit zehrte an seinen Lebenskräften. Fortwährende Beklemmung verursachte ihm die schrecklichsten Qualen. Er starb tief betrauert von Allen, die ihn kannten, am 3. Juni 1848.

### Ein Diamant.

Man las neulich die Notiz, daß die Dampfschaluppe „Medea“ den berühmten, in der überschwenglichen Sprache des Orientes unter dem Namen Koh-i-nur (Berg des Lichtes) bekannten Diamant am 29. Juni nach England gebracht. Dieser Stein ist gleichsam das Symbol der Revolutionen von 10 Menschenaltern, während welcher Zeit er von einem Eroberer zum andern gebracht und endlich im dritten Jahrhunderte nach seiner Entdeckung nach den fernern Ufern Englands gekommen ist. Im Jahre 1550, ehe die Dynastie des Moguls durch den großen Akbar gegründet war, ward dieser wunderbare Edelstein in den berühmten Minen von Golconda an's Tageslicht gebracht. Das Königreich Golconda bildete einen der fünf mohamedanischen Staaten, welche gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Deccan entstanden waren. Die Diamantenminen lagen

etwas östlich von der Hauptstadt in der Nähe des jetzigen Gondavilly, in einer Gegend, welche gegenwärtig den Engländern gehört, obgleich sie schon seit lange keine Schatzgräber mehr herbeizieht. Als die Moguls ihre Herrschaft über das Deccan ausdehnen wollten, gerieth Kutub Shah, damals König von Golconda, in Streit mit dem Kaiser Shah Jehann, Vater des großen Aurengzeb. Kutub Shah's erster Minister war damals Mir Jumla, welcher mit bedeutenden staatsmännischen Fähigkeiten eine seltene Kenntniß von Edelsteinen verband. Auch war er früher wirklich Diamantenhändler gewesen und verstand daher die Schätze Golcondas zu würdigen. Shah Jehann selbst stand ihm als Kenner in diesem Fache kaum nach, so daß später, als er entthront und von seinem Vater in's Gefängniß geworfen war, sein Urtheil über den Werth eines gewissen Rubins im kaiserlichen Schätze, über den sich Streit erhoben hatte, eingeholt wurde. Es ist also nicht besonders zu verwundern, daß Shah Jehann sich des Mirs Jumla gegen seinen Herrscher annahm, und daß der Koh-i-nur die Reise von Golconda nach Delhi machte.

Dort sah ihn mit Erlaubniß Aurengzebs am 2. November 1665 der französische Reisende Tavernier, dem es sogar gestattet ward, ihn in die Hand zu nehmen, zu prüfen und zu wägen. Der Koh-i-nur überstrahlte alle anderen Schätze des Moguls. Manchmal schmückten diese sich mit ihm, manchmal diente er dem berühmten Pfauenthron als Zierde. In Delhi blieb das Kleinod bis zum Jahre 1739, wo das Reich durch den Einfall Nadir Shah's seinen Todesstoß erhielt. Unter der unermesslichen Beute, welche der persische Krieger im Triumphe mit sich nach Khorassan schleppte, überstrahlte wiederum alles Andere an Glanz der Koh-i-nur. Doch war sein Aufenthalt in Persien nur von kurzer Dauer. Nach der Ermordung Nadir Shah's brachte Ahmed Shah an der Spitze von 4000 Afghanen den Edelstein nach Cabul, wo er das Reich Durani stiftete. Es schien, als ob der Koh-i-nur die Herrschaft über Indien mit sich trage: denn Ahmed war es, welcher den letzten Kaiser auf den Thron des Moguls

setzte. Als Shah-Shuja, der Schützling der ostindischen Compagnie, als Cabul vertrieben wurde, begleitete ihn der weltberühmte Diamant auf seiner Flucht. Nach manchen Irrfahrten fand der Vertriebene einen zweideutigen Schutz bei dem mächtigen Sikh-Häuptling Runjit Singh, dem es nach langen vergeblichen Versuchen endlich im Jahre 1813 gelang, ihm seinen Schatz abzulocken. So war denn der „Berg des Lichtes“, den Pfad der Eroberer bezeichnend, von Golconda nach Delhi, von Delhi nach Musshed, von Musshed nach Cabul und von Cabul nach Lahore gewandert. Am letzteren Orte blieb er, bis er, wiederum durch Eroberung, in die Hände der Engländer überging. Der Koh-i-nur ist mit Ausnahme des unter den Kron-Kleinodien Portugals befindlichen brasilianischen Steines, dessen Ansprüche auf den ersten Rang übrigens etwas zweifelhaft sind, der größte bekannte Diamant in der Welt. In seinem rohen Zustande soll er beinahe 800 Karat gewogen haben.

Allein die Ungeschicklichkeit des Künstlers, eines Venetianers, Hortensio Borgis, brachte ihn auf sein gegenwärtiges Gewicht von 279 Karat herunter. Statt eine Belohnung für seine Arbeit zu erhalten, ward Borgis von dem erzürnten Mogul mit einer Geldstrafe von 10,000 Rupien belegt. Gestalt und Größe des Koh-i-nur ist etwa die der spizen Hälfte eines kleinen Hühnerereies. Als Runjit Singh ihn trug, soll der Stein kaum über einen halben Zoll über die Gold-Einfassung hervorgeragt haben. Sein Werth, so weit er sich überhaupt abschätzen läßt, mag ungefähr 2 Mill. Pf. St. betragen. Der von dem Großvater Lord Chatam's aus Madras nach Europa gebrachte, dem Regenten Philipp von Orleans im Jahre 1717 für 125,000 Pf. verkaufte Pitt-Diamant wiegt kaum 130 Karat. Der große Diamant, welcher den Adler auf dem russischen Scepter trägt, erreicht nicht das Gewicht von 200 Karat.

## F e n i l l e t o n .

**Die englische Bank.** Eine der größten Merkwürdigkeiten der Bank von England ist das Wägeamt, welches erst seit einigen Jahren existirt. Eine vor Kurzem erlassene Verordnung, die Prüfung der Goldstücke betreffend, und die große Zahl derselben, die nicht das volle Gewicht hielten, stellten die Nothwendigkeit heraus, den inneren Werth dieser Münzen mit strenger Genauigkeit zu bestimmen. Die Direktoren der Bank hatten schon Alles gethan, was von ihnen abhing, um den Unannehmlichkeiten, die aus jenem Umstande hervorgingen, und den fortwährenden Klagen, zu denen er Veranlassung gab, abzuhefen: Mehrere Millionen Sovereigns waren einzeln gewogen und die, welche nicht das gesetzmäßige Gewicht hatten, von den vollwichtigen abgefordert worden. Endlich hat man jedoch zu dieser Operation eine eben so einfache als sinnreiche Maschine erfunden. In ein rundes Rohr werden 80—100 Sovereigns gethan, wichtige und leichte ohne Unterschied, welche, indem sie durch das Rohr gleiten, mit einem Mechanismus in Berührung kommen, der unten angebracht ist und wodurch die leichten zur Seite geschoben werden, während

die vollwichtigen in eine besondere Abtheilung fallen. Die Erftern werden dann vermittelst einer Maschine, die mit unvergleichlicher Genauigkeit und Schnelligkeit arbeitet, durchgeschritten. Die Wägemaschine kann 35,000 Sovereigns täglich wägen und die Schneidemaschine 200 in der Minute vernichten.

Wenn Gold in bedeutender Quantität verlangt wird, so kann die Bank im Laufe eines Tages so viel in Säcken liefern, als man ihr abfordert; aber die größte Summe, welche man in einem Tage auszählen kann, zu welchem Zwecke fünfundzwanzig Commis angestellt sind, würde ungefähr 50,000 Pfd. Sterl. (342,000 Thlr.) sein. Wenn die Banquiers oder Handlungshäuser bedeutende Summen fordern, so haben die Zahlenden die Gewohnheit, 25 Sovereigns zu zählen, diese auf eine Seite der Wagschale zu legen und weitere 25 auf die andere Seite. Halten sich beide das Gleichgewicht, was die Richtigkeit der Wagschale beweist, so vermehrt man nachher die Zahl der Sovereigns in jeder Schale auf 200. Man versichert sich alsdann von Neuem der Genauigkeit des Wägeapparats: ist die Probe nach

Wunsch ausgefallen, so leert man die eine Schale, und die andern Sovereigns, welche in der andern zurückbleiben, dienen den ganzen Tag als Richtschnur, wonach alle Summen gewogen werden, die sich durch 200 theilen lassen, ohne daß man nachzuzählen braucht. Auf diese Art kann man tausend Sovereigns in einigen Minuten auszahlen, und die Bank hat dergestalt einmal mehr als 300,000 Pfd. Sterling (2,050,000 Thlr.) in Gold an einem Tage weggegeben.

Die Banknoten werden durch einen neuen Mechanismus gedruckt, der auch in Oestreich und Irland angenommen ist, und dessen Prinzip darin besteht, den Dampf zu den Einrichtungen anzuwenden, zu welchen man sich früher der Hand bediente. Was die Maschinen betrifft, die zum Numeriren der Banknoten gebraucht werden, deren jede ihre besondere Nummer bekommt, welche aber auf der rechten sowohl, als auf der linken Seite stehen muß, so sind diese von Bramah erfunden und seit beinahe fünfzig Jahren im Gebrauch. Ihr Prinzip ist übrigens sehr einfach; sobald nämlich eine Note gedruckt ist, und in dem Augenblick, wo man den Rahmen umkehrt, um sie wegzunehmen und eine andere an ihre Stelle zu setzen, wird vermittelst einer Stahlfeder, die an dem Rahmen angebracht ist, die Nummer der so eben gedruckten Note durch die darauf folgende ersetzt. Alle hierzu gehörigen Arbeiten werden in dem Establishement selbst besorgt, und die Pressen, welche man gebraucht, sind von Comper verfertigt.

**Der Pate'sche Prozeß,** dessen Ausgang mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen wird, gab ein anschauliches Bild von der majestätischen Stellung eines englischen Gerichtshofes, von dem gesunden Sinne der Richter, von der würdigen Haltung der Staatsanwaltschaft und der Schnelligkeit des Verfahrens. Am 27. Juni war die That geschehen, am 11. Juli hatte der Thäter sein Urtheil. Besonders aner kennenswerth war das Geschick des Vorsitzenden, die höchste Würde zu bewahren, und die Sache doch jedes theatralischen Effektes zu entkleiden, welcher der unvernünftigen That hätte ein Relief geben können. Pate wurde mit der größten Humanität behandelt und, was mehr ist, die Rechte, die das englische Gesetz dem Angeklagten gibt, wurden mit der größten Gewissenhaftigkeit geachtet, und doch spielte er eine so traurige Figur, daß er sicher weder das Mitleid erregen, noch die Nachahmung reizen wird. — Ein anderes Beispiel von diesem leidenschaftslosen, verständigen Benehmen

der Behörden lieferte vorgestern das Polizeigericht in Guildhall. Vor einigen Tagen war ein wohlgekleideter junger Mann, 20 Jahr alt, (wie sich später ergeben hat, der Sohn eines Beamten), verhaftet worden, weil er in einem Wirthshause aufrührerische Reden geführt hatte. Er hatte sich als „einen determinirten Chartisten und Mann der physischen Gewalt“ zu erkennen gegeben und einigen Personen, die er für Gesinnungsgenossen hielt, einen ausführlichen schriftlichen Plan mitgetheilt, wie man bei einem der Wochenconcerte in Kensington-Gardens die leichtesten Baregekleider der dicht gedrängt sitzenden Damen in Brand stecken und so die ganze weibliche Aristokratie mit Einemmale zu Pulver verbrennen könnte!! Er hatte direkt zur Ausführung dieses unsinnigen Planes aufgefordert und erwies sich in den Verhören wohl als überspannt, keineswegs als irrsinnig. Was würden wohl kontinentale Polizeibeamte, Staatsanwälte und Richter aus diesem Falle gemacht haben? Aldermann Salomons verordnete, daß der Gefangene wegen gefährlicher Drohungen zwei Bürgen für gutes Verhalten zu stellen habe! Und „Morning Chronicle“ erklärte es darauf in einem Leitartikel für sehr verständig, daß Alderman Salomons (ein Jude) sich durch das zu erwartende Geschrei einiger Fanatiker über Christenhaß, revolutionäre Gesinnung &c. nicht habe abhalten lassen, die Sache zu behandeln, wie sie es verdiene, als ein albernes Geschwätz!

**Ein Raubmord.** Im Großherzogthum Posen machte ein schrecklicher Raubmord, der in dem von Krotoschin eine Meile entfernten Dertchen Zduny die Familie des Schenkwirths Schipke betroffen hat, großes Aufsehen. Am 28. Juni, Abends gegen 9 Uhr, kamen sieben sonnverbrannte Kerle, alle fremde Gesichter, welche sich für Schwarzwildhändler ausgaben, in das Haus und verlangten Getränke, welche auch verabreicht wurden. Nachdem sich die übrige Gesellschaft, welche aus mehreren Notabeln des Orts bestand, gegen 10 Uhr Abends entfernt hatte, verlangten diese Sieben Herberge, worauf ihnen der Wirth bemerkte, daß er bloß Schenkwirth sei und Niemanden beherbergen dürfe. Die Leute aber baten so flehentlich, „ihnen doch eine Schlafstätte auf der Regalbahn einzuräumen, indem es ja Sommer und nicht kalt sei,“ daß man ihnen nicht zu widerstehen vermochte. Es wurde darauf durch die Brauknechte Stroh zurecht gelegt, und Alle begaben sich zur Ruhe, die Brauknechte im Hintergebäude, die übrigen Bewohner im Haupthause. In der Nacht wurde die Wärterin durch einen

fürchterlichen Hilferuf, der aus dem Zimmer des Hausvaters zu kommen schien, erschreckt, sprang aus dem Bette und konnte durch eine kleine Oeffnung ihres Zimmers wahrnehmen, wie der Angegriffene sich zur Wehre setzte, aber wiederholten Keulenschlägen auf den Schädel erlag. Auch die Hausfrau, die aus einem andern Nebenzimmer herbeigesprungen war, traf der tödtliche Schlag, und mehrere andere bewirkten ihr schnelles Vollenden. Gleiches geschah dem herbeigeeilten Sohne. Darauf traten die Räuber in das Schlafzimmer der eben aufgesprungenen Tochter, und nachdem sie diese gefragt: „Wo ist Eure Aufwärterin, die blonde Ernestine?“ und diese erklärt hatte, daß diese nur Tages bei ihnen beschäftigt sei und mit dem Schlusse der Wirthschaft in's Dertchen zurückkehre (das Wirthslokal liegt nämlich schußweit von Zduny entfernt), schmetterte ein Keulenschlag auch die Tochter zu Boden. Im ganzen Hause wurde dann nichts von Werth, was transportabel war, zurückgelassen. Kupfer, Zinn, Leinwand, Geld, Kleidungsstücke, kurz, Alles wurde gestohlen, so daß am andern Tage aus Zduny Leinwand und Kleidungsstücke geholt werden mußten, um sowohl die todten Eltern als die tödtlich verwundeten, für todt verlassenen Geschwister nach dem Krankenhause bringen zu können, wo letztere hoffnungslös darniederliegen. Bis jetzt ist man den Mördern, trotz aller Nachforschungen, noch nicht auf die Spur gekommen.

**Die Marmorbrüche der Insel Paros** waren schon im Alterthume wegen ihres ausgezeichneten Produktes bekannt, welches von den griechischen Bildhauern und Baukünstlern zu ihren Götterstatuen und Tempeln verwendet wurde. Mehr als 150 Brüche finden sich in der Gemeinde Parchia (die alte Hauptstadt Paros), welche früher sämmtlich ausgebeutet wurden und den blendend weißen, feinstkristallisirten Marmor für griechische und römische Denkmäler lieferten. Jene Steinart aber, welche den Bildhauern diente, wurde an drei Stellen einer Bergschlucht gebrochen, welche im Winter und Frühling ein reißender Gießbach durchrauscht, der in der Nähe der Stadt Naussa in's Meer mündet. Die eine Höhle davon, welche wegen des Fundes antiker Grubenlaternen *Alla Lampada* genannt wird und noch zur Zeit der römischen Kaiser ausgebeutet wurde, ist weit weniger als die beiden übrigen erschöpft und würde noch heute der modernen Bildhauerkunst eine große Menge des vorzüglichsten Marmors bieten, sobald nur die Maßregeln getrof-

fen würden, die großen Steinblöcke aus den Brüchen bis an's Meer mit dem möglichst geringen Kostenaufwande transportiren zu können. Bereits stand die französische Regierung in Unterhandlung wegen Anschaffung von parischem Marmor für das Napoleon-Denkmal; doch scheiterte das beabsichtigte Unternehmen an der Nothwendigkeit der Erbauung einer eigenen Straße von 6000 Metres Länge, deren Kosten auf mindestens 24,000 Fr. veranschlagt wurden. Doch wurde vor kurzer Zeit von einem Franzosen in der Nähe des Hafens ein neuer Steinbruch eröffnet, welcher ebenfalls vortrefflichen Marmor liefert; bereits hat der Eigenthümer zwei Schiffsladungen davon nach Marseille versendet, welche dort zu 300 Fr. pr. Kubikmetre vortheilhaften Absatz fanden. Gegenwärtig befindet sich derselbe in Athen, um eine Lieferung seines Marmors zur Erbauung einer Kirche zu Sebastopol in Rußland abzuschließen.

**Luftreise zu Pferde.** „Der Luftschiffer Lepoitevin erzählt, daß sein Pferd, da der Ballon mit reißender Schnelligkeit durch die heftigen Winde in eine für dasselbe zu bedeutende Höhe geführt worden war, plötzlich einen großen Blutverlust durch den Mund erlitten hat, eine Folge des gestörten Gleichgewichts zwischen der innern und äußern Spannung der Luft, wovon der Mensch weniger leicht als die Thiere belästigt wird. Er selbst empfand bald eine unerträgliche Kälte, woran auch zum Theil seine leichte Kleidung Schuld war, und zuweilen Schwindel, da er durch die entgegengesetzten Luftströmungen fast ununterbrochen mit seinem Ballon in einer drehenden Bewegung erhalten wurde. Ueber den Wolken sah er mehrere Regenbogen und andere Erscheinungen der Brechung der Sonnenstrahlen. Beim Herunterkommen hatte er die größte Mühe, Anker zu werfen, und wurde mit seinem Ballon, Korn und Obstbäume umreißend, eine ganze Stunde Wegs fortgerissen, bis er an einen Wald gerieth, wo er einen starken Eichenast erhaschte und bald Hilfe erhielt. Während dieser Zeit streifte das Pferd immerwährend Felder und Bäume, deren Gipfel-laub es begierig fraß, was es sogar that, während es über die höchsten Eichen hinwegstreifte. Von den Bewohnern des Dorfes Grift festlich empfangen, kehrte Herr Lepoitevin noch denselben Abend auf seinem Pferde nach Paris zurück, wohin er sogar die Reitpeitsche zurückbrachte, mit der er aufgestiegen war.

**Den Luftschiffer Green** hat der Unfall betroffen, daß er mit seinem Ballon, in welchem er mit noch einem Herrn in London

aufgestiegen war, in die Themse fiel. Er wurde mit seinem Begleiter durch das Boot eines Zollkutters glücklich gerettet, jedoch vermochte man des Ballons erst wieder Herr zu werden, nachdem ihn mehrere Flintenschüsse ganz durchlöchert hatten.

**Der Tod und das Comödienspiel.** Wundern darf man sich nicht, wenn man sieht, daß das Theater vor 150 Jahren in Deutschland auf einer so niedern Stufe stand. Die liebe Geistlichkeit, die alle Tage gar zu gern selbst Comödie spielte, gleich wie die Muckerpartei noch heute dieß gern thut, donnerte dagegen nach Unten hin, und nach Oben hin setzte sie, wo sie nur konnte, gern, wie man sagt, einen Floh in's Ohr. Eines Tages war der Prediger Heinrich Schubert in Potsdam bei Friedrich Wilhelm zur Tafel gezogen und bei letzterem „von einer Bande Comödianten um Erlaubniß angehalten worden, Comödie spielen zu dürfen.“ Es wurde über das Gesuch hin- und hergeredet und der König, welcher vor dem Theologen gewaltigen Respekt hatte, fragte endlich diese Potsdamer Verrückte: „Schubert, was sagt Er dazu?“ — „Ich habe mich eben geprüft,“ gab der schwarze Mann zur Antwort, „wenn ich in der Comödie stürbe, käme sodann vor den Thron Gottes und würde befragt: Schubert, wo kommst du her? ob ich mit Freudigkeit zu sagen hätte: Ich komme aus der Comödie!“ Die fromme Antwort wirkte; „mit großem Affekte“ rief der König: „Nein, in der Comödie möchte ich auch nicht sterben! Man soll die Leute abweisen!“ Der Auftritt muß so ungefähr im Jahre 1737 vorgefallen sein, denn Joh. Jac. Moser, der sie in seiner Lebensgeschichte III. S. 38 erzählt, ging um diese Zeit aus preußischen Diensten und die Sache ist um so merkwürdiger, da Friedrich Wilhelm I. in das Comödienspiel, wie es nun gerade damals in Berlin war, ganz verliebt gewesen zu sein scheint. Wohl möglich, daß er gleich nach aufgehobener Tafel seine Resolution geändert und die Erlaubniß gegeben hat. Aber jetzt denke man nur an die Vorstellung, welche der Pastor loci in Potsdam vom Himmel, von Gott und dem Theater hatte. Auf wie viele Dinge hätte sich wohl die Frage: „Wo kommst du her?“ in ganz anderer Art anwenden lassen, als auf das damalige geschmacklose Theaterwesen!  
(L. Th.-Chr.)

**Die schwarze Malibran** ist eben im Begriffe, die einstimmigen Beschlüsse der Pariser und Madrider Kunstfreunde in London ratificiren zu lassen. Donna Anna Maria Corretto Martinez de Moreno ist aus Havana gebürtig, vom Stamme der Gombas, einer von der Natur einigermaßen bevorzugten Negerrace. Ihr Vater war ein Holzschnitzer, und das Kind wurde vom Intendanten von Havana, D. Francisco Aguilar, in seine Familie aufgenommen und mit seinen Töchtern erzogen. Die Stimme, so wie das Talent der jungen Anna Maria entwickelten sich sehr früh. Die Umstände gestatteten, daß sie in Sevilla einige Zeit lebte, wo sie bald in die Eigenthümlichkeiten des spanischen und maurischen Nationalliedes ein- drang und in Sevilla sowohl als später in ihrer Heimath, wohin sie zurückkehrte, Alles durch ihren Vortrag ihrer heitern, leidenschaftlichen oder schmerzlichen klagenden Weisen entzückte. Sie heirathete kurz darauf D. Mariano Moreno, einen Offizier in einem cubanischen Nativregiment, welcher nach einiger Zeit aus politischen Gründen fliehen mußte, worauf Donna Maria sich wieder nach ihrem geliebten Sevilla wendete, Singunterricht ertheilte und bald so viel erspart hatte, daß sie in das Madrider Conservatorium eintreten konnte. Kaum hatte sie hier ernstere Gesangstudien begonnen, als ihr Ruhm von Tag zu Tag wuchs, bis endlich durch ihr Auftreten in Paris ihr Ruf ein europäischer wurde.

**Hassenpflugereien.** Man ersieht aus dem hannöverschen Landtagsblatte, daß der Minister v. d. Wisch in Verden 8000 Thlr. zu 3½ pCt., der Finanzminister von Kielmanns- egge 64,350 Thlr. zu 3½ pCt. und der Ca- binetsminister v. Schele 137,970 Thlr. zu 3 pCt. Zinsen, letzterer auf 99 Jahre aus den Staatskassen anliehen, während das Land zu 5 pCt. Gelder aufnehmen mußte.

**Dehlenschläger's Selbstbiogra- phie.** Die Biographie des verstorbenen dä- nisch-deutschen Dichters Dehlenschläger, von ihm selbst geschrieben, beginnt so eben in deut- scher Originalausgabe (Leipzig bei Vork) zu er- scheinen. Sie führt den Titel: „Meine Lebens- Erinnerungen.“ Ein Nachlaß von Adam Dehlenschläger.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.